

Gerhard Oppel

Münchner Oktoberfest mit Gänsehaut



Erzählung

Aus »Montagsdichters Erzählband« entnommen
eBook-Version

Impressum



Zur Beachtung! Unlektorierte Erzählung,
ein echter Leckerbissen für Erstleser!
Wo sonst dürfen Sie die jungfräuliche Rohfassung lesen?
Der Erzählband ist in Vorbereitung.
Stand September 2007

Copyright

Auch durch das Herunterladen der Dateien von der Website gehen weder das Eigentum an diesen Inhalten noch die damit verbundenen Rechte am geistigen Eigentum auf Sie über. Sie dürfen die Inhalte nur unentgeltlich zur privaten Verwendung mit Quellenangabe weitergeben! Die kostenpflichtige Verbreitung ist nur nach Vereinbarung mit dem Autor möglich!

Kontakt

<http://www.oppelweb.de>

Münchner Oktoberfest mit Gänsehaut

Der junge Mann schließt sein Fahrzeug ab, guckt einmal um die eigne Achse, seinen Standort einprägend und überquert, einigen herbeisausenden Autos entspringend, die Fahrbahn. Während er Finger und Mund mit einem Papiertaschentuch von seiner Automahlzeit, einer Leberwurstsemmel abwischt, betritt er die imposante Treppenanlage, welche hinunter zur Theresienwiese führt. Seitlich daneben schwenkt die gusseiserne Bavaria mit kräftigem Arm ihren Siegeskranz gegen den weißblauen Himmel, und drunten auf der Wies'n sonnen sich bereits etliche Holzgerippe dieser berühmten und stattlichen Festzelte, aber erst ein einziges ist mit Tuch bespannt.

Kurz innehaltend, tief Luft holend, sich fühlend wie ein Eroberer, schreitet der Kleinstädter, dem das Herz Münchens regelrecht zu Füßen liegt, Stufe um Stufe genussvoll hinab und mit jeder weiteren, fühlt er sich aufgewertet, zum Weltbürger gemacht. Aber in seiner Vorstellung flackert unangenehm das kleinstädtische Milieu seiner Geburtsstadt dazwischen, ihre spießig empfundenen Fassaden, die langweiligen Straßen und Gassen und er bemüht sich, diese Gedanken zu unterdrücken, an diesem königlichen Orte.

Unwillkürlich beginnt er sich abzulenken, auf Details zu achten, hört, wie hier unten der Verkehrslärm beinahe verstummt ist und welch dumpfen, erstickten Ton die Hammerschläge der Zimmerleute abgeben. Die Schallwellen finden auf der weiträumigen Fläche eben keinen

Widerhall, der ihnen Klang beimischen könnte.

Er empfindet die angenehme Wärme der Mittagssonne dieses wunderschönen Herbsttages und so spreizt er seine Arme, blickt ins Himmelszelt, dreht einmal langsam sich im Kreise, als möchte er die ganze Welt umarmen. Eine derart deutliche Körpersprache, die ausdrückt:

Seht nur, mir gehört die Welt ... nein, die würde der eher schüchterne Mensch nun wirklich nicht riskiert haben, hätte er sich beobachtet gefühlt. Aber er steht alleine hier und die paar Handwerker haben kein Auge für ihn. Sie hieven Balken um Balken nach oben und einer schlägt die mächtigen Schrauben durch die Bohrungen, setzt klobige Muttern darauf, die sogar von hier unten, trotz der beträchtlichen Entfernung, gut erkennbar sind, um die Sparren miteinander zu verbinden.

Über das Gesicht des Beobachters huscht ein Lächeln; das Bierzelt, das er einmal mit Kameraden in seiner Kinderzeit baute, will sich so gar nicht mit dieser Konstruktion vergleichen lassen.

Damals suchten sie zu viert in Großmutter's Schuppen nach Material, aber was entstehen sollte, war ihnen völlig wurst, hing es doch lediglich davon ab, welche verwertbaren Dinge sich finden ließen. Schließlich lagen auf der kleinen Wiese im westlichen Stadtgraben einige Balken, Bretter, vierkantige Latten und ein alter Ballen rot-weiß gestreifter Leinenstoff, Holzkisten. Das Material schrie die Buben förmlich an, daraus ein Bierzelt zu bauen, mit Bretterboden, wie es sich gehört! Das zierliche Tragegerüst für die Zeltbahnen, die sie einfach vom Ballen ab-

schnitten – Oma hatte wohl weggeschaut – es war ziemlich wackelig und machte ihnen Mühe, das Tuch darüber zu ziehen, ohne das Gestell zum Einsturz zu bringen. Bald aber stand das Zelt und als die vier auf den Kisten darin saßen und mit Zitronenbrause in Omas Glaskrügen anstießen, war die Kapazität bereits erschöpft und nicht einmal der Familienhund wollte sich dazwischenquetschen lassen, so eng ging's her. Was man vom heimischen Bierzelt her kannte, die Stimmung und das Gejohle, wurde jetzt so gut es alkoholfrei geht, aus vollen Lungen und Hälsen nachgeahmt. Oben, am Gehweg, hinter dem Gartenzaun, mag sich mancher Passant gewundert haben, was drunten im Garten ablief und vielleicht hat einer gar das Ende vom Lied gehört und es sogar gesehen, als nämlich beim Versuch zu schunkeln, die Bude auseinander fiel und das Zelttuch die grölende Bande unter sich begraben hatte.

Überhaupt scheinen Buben regelrecht besessen davon zu sein, irgendein Dach über den Kopf zu errichten, um sich darunter zu setzen und – was wohl?

Sich wohl zufühlen! Einst der Schneebunker, am selben Platz, sogar mit eingebauter Feuerstelle – nur nicht erwischen lassen durfte man sich beim Zündeln – heute das Bierzelt, später wird das Eigenheim mit Garage folgen, darin ein Auto, zum Reinklümmeln.

Das Auto hat der junge Mann bereits. Mit seiner Hilfe hatte er sich von zu Hause abgenabelt, indem er sich heimlich eine Anstellung im Außendienst suchte und sich im Münchner Umland ansässig machte, gegen den Willen des Vaters, der andere Vorstellungen über den beruflichen Werdegang hatte. Als Logierherr bewohnt der

junge Mann nun ein möbliertes Zimmer, nicht viel größer als Bett, Schrank, Tischchen und das Waschbecken Platz beanspruchen aber mit einem herrlichen Ausblick in den parkähnlichen Garten, aus dem das Wasser der vorüberfließenden Würm herübermurmelt und von der kleinen Zimmerdecke sein Glitzern reflektiert.

Heute sind Kunden in München zu besuchen, morgen steht für den Rest der Woche Lindau im Terminkalender. Er ist einigermaßen stolz auf sich, hier auf der Wies'n zu stehen mit flottem Anzug und Pflichtkrawatte, am helllichten Werktag – aufblickend zur Bavaria, während die meisten wohl in Büros und Fabrikhallen gefangen sind – welch ein Triumph persönlicher Freiheit!

Gar verwandt jenem Gefühl, das Auswanderer einmal beim Anblick der Freiheitsstatue empfunden haben mögen? Wenn sie dachten, eine alte Lebenshaut abgestreift zu haben und nun hofften in eine neue, bessere geschlüpft zu sein.

Man mag ja einwenden, Amerika mit seiner Freiheitsstatue sei im Vergleich zu Münchens Bavaria und einem bayerischen Provinzstädtchen doch ein gutes Stück weiter entfernt. Aber für die Kinderseele ist das eine so weit weg wie das andere. Und ein Urteil, ein Bild, welches in der Kinderseele archiviert ist, verschwindet nicht deswegen aus dem unbewussten Archiv, weil der Mensch älter wird, sondern es hält lange vor und vermag durchaus noch die Vorstellung des Erwachsenen zu beeinflussen. Des Kindes unheimlicher Beigeschmack von München rührt her vom damaligen Tagesgespräch, welches seine Eltern ausgiebig beredeten und gruselig mit Geschichten aus ihrer Jugend erweiterten und damit dem Kind eine

nachhaltige Gänsehaut bescherten. Der Kleine aber empfand das gar nicht unangenehm, deshalb verlangte er neugierig und zielstrebig nur mehr zu erfahren, aus der fremden Horrorwelt.

Was seinerzeit passierte, ist gewiss nur rückständiger Maschinentechnik oder einer defekten Küchenmaschine zu verdanken. Heute ist vielerlei verbessert und zuverlässiger geworden und niemand braucht eine so schockierende Entdeckung, ein solches Malheur, zu befürchten, dafür wird schon gesorgt.

Ach, der neulich aufgedeckte Gammelfleischskandal ist doch etwas völlig anderes, hat doch überhaupt nichts damit zu tun! Oder, etwa doch?

Wer möchte solche Taten eines Massenmörders, dessen Lustdenken gewiss sein Profitdenken überwog – man denke an den Schlächter Fritz Haarmann – heute jemanden aus purer Geldgier zutrauen? Sogar zu einem Gasenhauer hatte der Mann es gebracht, in Abwandlung eines Operettenlieds:

„Warte, warte nur ein Weilchen, bald kommt Haarmann auch zu dir, mit dem kleinen Hackebeilchen, macht er Hackefleisch aus dir. Aus den Augen macht er Sülze, aus dem Hintern macht er Speck, aus den Därmen macht er Würste und den Rest, den schmeißt er weg“.

Die Menschen haben sich inzwischen charakterlich um einhundertachtzig Grad gedreht und sind seit dem großen Krieg einsichtiger und menschenfreundlicher geworden. Oder, etwa nicht?

Damals aber, in den Nachkriegsjahren, erfuhr das entsetzte Kind, fand ein Gast menschliche Fingerknochen in der Suppe einer Münchner Gaststätte – solches trübt das

gefühlvolle Seelenleben beträchtlich! Vor allem, wenn das Kind fantasiebegabt ist und sich vorstellt, was da alles geschieht, ehe die Suppe auf den Tisch kommt. Schwamm drüber!

Erst wenn mit Abertausend Gräueltgeschichten die Jugendseele endlich einmal zugeschüttet ist, haben wir in diesem Fall den hartgesottenen Erwachsenen, den München nicht mehr zu schrecken vermag.

Und wie steht's mit New York und seiner Freiheitsstatue? Man wagt sich dort nachts nicht mehr aus den Hotels, zu groß die Wahrscheinlichkeit, überfallen und ausgeraubt zu werden, hört man. Angsthase! Ätschebätsch!

Der junge Mann muss den Weg freimachen; ein LKW hupt ihn zur Seite. Eine Ladung Bodenbretter ist angekommen. Als dann zwei Arbeiter mit dem Abladen beginnen, knallen die Holzbündel beim Aufprall und der Stapel wächst allmählich in die Höhe.

Lohnt sich der Aufwand? Für gerade mal zwei Wochen einen solchen Zirkus zu veranstalten? Sinniert der einzige Zuschauer. Sein Beitrag zur Rentabilität erscheint ihm dabei lächerlich und käme es auf ihn an, würde es manches nicht geben, wohin so viele Menschen ihr liebes Geld tragen. Niemals hatte er ein Fußballstadion betreten, geschweige einen Groschen fürs Zuschauen bezahlt. Aber dabei fällt ihm ein, dass er sehr wohl sein Scherflein zu Stadionneubauten beiträgt, indirekt, unbewusst, nämlich durch seine Fernsehgebühren, wovon die Sender ja einen Gutteil für die satten Übertragungsrechte der Kicker verwenden. TOOR!

Sein direktes Engagement zum Aufbau dieser Bierstadt, eben da, wo er sich gerade befindet, wägt er nun insgeheim ab, zählt nach innen hinein die geschätzten Maßkrüge, die er glaubt, jemals hier in Bierzelten geleert zu haben, dabei schluckt er unwillkürlich, kommt aber keinesfalls auf den Gegenwert, sagen wir – einer Sitzbank. Solche vielleicht unter Brüdern für fünfundsiebzig Euro unter den Hintern kommt. Nein, soviel kommt niemals zusammen, sagt er sich, und wenn das Bier noch so teuer ist! Jetzt macht sich der Kaufmann in ihm Gedanken, wie viel summa summarum denn getrunken werden müsste, wenn schon nur ein geringer Teil der Biereinnahmen zur Investition kommen kann. Schließlich fallen die Bierherstellungskosten, Löhne, Vertriebs- und Werbekosten an, die Steuern sind zu zahlen, außerdem ist der Kapitalzins und nicht zuletzt der Gewinn zu decken, ehe das restliche bisschen für die Festzeltinvestition bleibt – falls kein vordringlicher Neubau oder Maschinenkauf ansteht. Diese negative Gewinn-und-Verlust-Rechnung raubt ihm schier seinen Kaufmannsverstand und er wünschte sich in diesem Augenblick keine eigene Brauerei, ja nicht einmal geschenkt!

Der Arme kann sich eben nicht vorstellen, wie unendlich viel tatsächlich gesoffen wird.

Seinen zwei, maximal drei Maßen pro Wies'n Besuch stehen zugegebene 50 bis 60 Tausend Hektoliter Bier einer Saison gegenüber. Das sind ehrliche fünf bis sechs Millionen Liter. In diskreten Steingutkrügen aber, je nach Laune des Schankwirts, schätzungsweise, na vielleicht – oh, da heißt es vorsichtig sein! – ja, möglicherweise auch mehr als, hm – ach, lieber doch nicht!

Dazu wird der Bestand ganzer Hühnerfabriken aufgesessen, in Zahlen:

fünfhundert bis sechshunderttausend Hendl. Dazu zweihundert bis dreihunderttausend Schweinsbratwürstl und wer hat eine Ahnung, wie viele Ochsen gegrillt werden? Das alles spült Geld herein und erklärte ihm das jemand geduldig, würde er gewiss sehr gerne eine Münchner Großbrauerei besitzen wollen.

Wie er nachdenklich versunken beim Verschlendern seiner Mittagspause an seinen letzten Zeltbesuch denkt, das war letztes Jahr – ui, da schoss damals auf ihn ein hemdsärmeliges Etwas zu, beschleunigt durch zwei uniformierte Rauswerfer. Gerade noch rechtzeitig hatte er sich beiseite drücken können und als er den Kopf neugierig zurückdrehte, machte der vermeintliche Rowdy kurz hinter ihm eine Bauchlandung.

Abgesehen von dieser Episode erzeugt der Eintritt in eines der großen Festzelte jedes Mal ein absonderliches Gefühl, zumindest bei ihm, ja, einen Gefühlsschwall, der mit nichts vergleichbar ist: einfach umwerfend, brutal, herrlich, fantastisch!

Im breiten Portalbereich kommt es zu argen Verdichtungen, Menschenmassen drängen sich nach drinnen und draußen, ein ununterbrochenes gemächliches Kommen und Gehen. Wie in einer Gegenstromanlage schwimmt einer geradezu dahin, wird fortgetragen von der Strömung, von Strudeln erfasst, womöglich wieder hinausgespült, wenn er nicht seine ganze Kraft einsetzt und energisch sein Ziel ansteuert. Nirgendwo sonst, glaubt der

junge Mann, den Menschen näher zu kommen, ihre Gesichter so dicht vor den Augen, ihre Gerüche, die drückenden Körper, ihr legeres Benehmen, ihr Hochgefühl wahrnehmend.

Aus der Kühle einer Herbstnacht kommend, schwappen ihm tropische Temperaturen entgegen, es ist ein feuchtes, heißes Klima, das drinnen herrscht, obendrein ohrenbetäubender Lärm. Eine tumultartige Geräuschkulisse, dazu diese alles durchdringende Blasmusik, geben ihm das Gefühl, an Gewicht zu verlieren, abzuheben. Eine irrsinnig wogende Stimmung umgarnt ihn.

Nüchtern, noch ein Individuum, findet er nach mühsamer, aufreizender Suche schließlich doch noch ein Plätzchen. Innerlich zerzaust sitzt er eingekeilt zwischen buntgemischten Hinterteilen von Leder bis Dirndlstoff und atmet tiefer als üblich, schaut intensiver als gewöhnlich herum – bis erlösend aus einem kräftigen Armpaar das Dutzend Krüge über seinen Kopf einschwenkt und auf den Tisch knallt. Er zahlt – denkt: "Trinkgeld nicht vergessen, sonst kannst das nächste Mal lange warten" – und endlich der befreiende Anstoß mit den netten Nachbarn ...

"Auf geht's!", sagt einer, gleich den Sepp anbietend,

"so jung kemma nimma z'amma"...

"Freilich! Recht hamm's!", dazu artig seinen Vornamen anhängend. Ja, so ein Schmarrn wird fast immer geredet, aber das ist es eben, genau das passt und hat seinen Reiz, selbst der Dümme kann nichts Falsches sagen!

Solange er nüchtern ist, studiert er Gesichter, Charaktere und grinst verstohlen in sich hinein. Interessantere Unterhaltung gibt's nicht, findet er. Bis er schließlich nach

der zweiten Maß selbst ein Beobachtungsobjekt für einen Nüchternen abgeben könnte. Das Individuum hat seinen Verstand abgegeben, es sitzt da ein neues Wesen, das – siehe da – auf einmal die Masse mag, die es sonst so gar nicht lieb haben kann und ihr nach Möglichkeit gerne aus dem Wege geht.

"Ein Prosit – ein Prosit – der Gemütlichkeit – oans, zwoa, gsuffa!", tönt es verkaufsfördernd von der Kapelle, und das gar nicht selten. Lästig? Ach woher! Da vergisst einer wenigstens nicht das Trinken!

"Zenzi -", ruft der ausgelassene Norddeutsche die Bedienung herbei,

"schicke doch bitte mal deinen Chef vorbei, hätte was Wichtiges mit ihm zu reden ..".

Tatsächlich zwingt sich prompt ein geschäftig blickender Mensch an den Tisch und stellt sich fragend zur Verfügung.

"Ach, mein Herr, ich kann Ihnen einen Vorschlag machen, wie sich ganz erheblich der Bierabsatz in die Höhe bringen ließe, gewissermaßen ...". Dabei war er höflich aufgestanden, hatte sich zum Gesprächspartner hinübergebeugt und musste mit voller Kraft sprechen, um verstanden zu werden.

Erwartungsvoll, mit nach hinten verschränkten Armen, sein Gegenüber:

"Na, dann schießen's los!"

Und mit trauriger Mimik, den schlecht gefüllten Krug hinhaltend, dabei schelmisch in die Runde blickend, überzeugt, für alle zu sprechen, wettete der Mann:

"Jungs, macht doch wenigstens die Krüge voll, dann klappt es!"

Auf dem Absatz kehrt gemacht, erboster, hochroter Abtritt. Da hört offensichtlich der Spaß auf, was man allerdings der fidelen Tischrunde nicht nachsagen konnte, sie hatte eine Riesengaudi! Konversation im üblichen Sinne gibt es aber nicht, eher ein fragmenthaftes Aufschnappen von Wortfetzen, ein Hinüberbrüllen über den Tisch mit reichlich unterstützender Grimasse und Gestik. Letztere ist unabdingbar, solange die Kapelle tätig ist, da hält man besser sein Mundwerk, man versteht sowieso nichts. Gescheiter, man singt mit im Trinkerchor, das Humba humba tätärä, oder – auch schön: Ja, wir san mit'm Radl da – eben, was so Geistreiches halt von der Musi kommt.

Mitten hinein in die gemütliche Menschenfreundlichkeit krachte es am Nebentisch und die Katastrophe nahm ihren Lauf. Ein Raufbold hatte seinen Maßkrug – damals waren es noch Glaskrüge, heute werden diskrete Tonkrüge bevorzugt, denen man nicht unter den Schaum sehen kann – also, seinen Glaskrug auf den Tisch zerschlagen und jetzt hielt er den Scherbengriff in der Rechten und fuhr seinem Gegner damit über die Backe. Blutüberströmt ließ sich die blitzartig produzierte Gruselgestalt nicht lumpen, haute seinerseits mit wuchtigem Schlag den Krug ab und torkelte sich in Richtung des zurückweichenden Saufkumpans hin, um Vergeltung zu üben. Die Anrainer waren entsetzt aufgesprungen und schienen auf der Stelle nüchtern, klatschten sich das Bier von der Kleidung, andere rubbelten an Blutspritzern herum, aber ängstlich und hilflos drückten sie mit ihren Körpern den Platz frei, den die beiden Raufbrüder für ihre gewalttätige Vorstellung erzwingen, stießen in der Hektik dabei ihre Sitzbänke um. Aber wie auch ein Gewitter schnell

kommt und ebenso schnell wieder vergeht, waren in kürzester Zeit die beiden Kämpfer von routinierten Ordnungshütern, die sich im Laufschrift zum Tatort durchrampelten, mit Ochsenziemern zusammengeschlagen und letztlich widerstandslos hinausbefördert worden.

"Ein Prosit – ein Prosit – der Gemütlichkeit ..." und alles war wieder die reinste Menschenfreundlichkeit!

Der junge Mann hatte jetzt ein zweifaches Bedürfnis: eines, das mit der getrunkenen Biermenge zusammenhing und eines, was das blutrünstige Schauspiel nebenan betraf, deswegen er nicht mehr an den Tisch zurück kam. Er hatte genug. Trotzdem geriet er aber nicht viel später vom Regen in die Traufe, wohnte nämlich einer Hinrichtung beim Schichtl bei, wohin er mehr zufällig im Pulk geschoben worden war, als aus freien Stücken hingelagte. Dafür schaute er sich für sein Eintrittsgeld den guillotinierten Kopf auf silbernem Tablett aber sehr gründlich an. Den trug der schaurig maskierte rote Henker mit Kapuze, von weiblichen Aufschreien begleitet, durch die Zuschauerreihen. Ein simpler Holzkopf mit viel Ketchup, fand er und verließ enttäuscht die Vorstellung, so betrunken war er bereits. Was hatte er denn erwartet?

Das glänzende Metallgestell, in dem die Dame ohne Unterleib präsentiert worden war, streifte er beim Hinausgehen verächtlich mit Blicken, hatte es zwar nicht konstruktiv erfasst aber Spiegelglas gesehen, Grund genug, sich über den Schwindel zu ärgern. Diese Beobachtung zeigt: Für einen Trinker können demnach auch Frauen ohne Unterleib existieren, eine unglaubliche Sache!

Da war dann noch das Riesenrad, welches ihn angenehm daran erinnerte, dass er komplett war, seinen Unterleib

noch hatte. Der Ausblick von oben auf das Lichtermeer des Festplatzes berührte ihn aus romantischer Sichtweise überhaupt nicht, dazu war er zu stumpf geworden. Er hielt Ausschau nach Tempo, schnell sich Drehendem, war des Wartens im lahmen Riesenrad müde und schwankte, sobald er wieder Boden unter den Füßen hatte, auf eine interessante Sache zu. Aber da kam er noch am Autoscooter vorbei; dort glaubte er Strom zu riechen und schüttelte verwerfend seinen Kopf, doch als er die blauen Funken an den Abnehmern bemerkte, sah er sich bestätigt und nickte ein paar Mal zustimmend.

Auto fahren, nein, das wäre unnötig, dachte er damals, das kann er sich sparen, Auto fahren muss er ja sowieso noch, im echten, hick ... Auto!

Da fiel ihm wieder ein, was er in der Höhe ausfindig gemacht hatte und für fahrenswert hielt, dahin kämpfte er sich durch. Eine runde Plattform mit Gitterschalen ringsum, in die man sich nur reinzustellen braucht – ein Sicherheitskettchen eingehakt – und ab geht die Post! Die anfangs horizontale Scheibe beginnt sich rasant zu drehen und verändert dabei gleichzeitig ihre Lage zu einem unverschämten Steigwinkel. Hierbei wird das Opfer quasi in waagerechter Rückenlage in Richtung Erdmittelpunkt gepresst und Sekunden später muss es befürchten, rücklings mit Hurra ins Weltall katapultiert zu werden. Tempo und Winkel lassen die Fahrgäste aufkreischen, wohl nicht immer vor Vergnügen?

Das Vergnügen war nicht auf seiner Seite, stattdessen torkelte eine bleiche Gestalt zielstrebig hinter das geschwinde Fahrzeug und erbrach sich gründlich und ausgiebig. Mit leerem Magen, einer unglaublichen Leere im

Gemüt, bahnte er sich hartnäckig seinen Weg durch fröhliche Menschenmassen, unter ihnen Gruppen, die Hand in Hand Ketten bildend, alles abriegelnd durchs Gewühle ziehend, ihre Freude daran haben, anderen ein Hindernis zu sein.

Unterwegs, in Richtung seines Autos, schrickt er plötzlich zusammen: Das bekannte Skelett von der Geisterbahn hatte ihn ohrenbetäubend angemacht und streckt ihm seinen Totenschädel hin, aus dessen Augenhöhlen es rot herausfunkelt. Es lädt ihn ein, zur Gruselfahrt, was dem alkoholisierten gemüts- und magenleeren Wies'n Schwärmer bestens in den Kram passt. Schon hat er sich in die Schlange vor der Kasse eingereiht. Sein Blick wird magisch von der Flügeltüre angezogen, die jedes Mal polternd, unter Sirenengeheul aufspringt, wenn ein Wagen dagegenkracht und damit seine Fahrt beendet. Neugierig versucht er aus den Gesichtern der Insassen herauszulesen, wie denn die Fahrt für sie gewesen war.

Da sitzen etwa die Entgeisterten, bleich, abgekämpft und einige vergessen sogar das Aussteigen. Andere kommen mit hochroten Köpfen zum Vorschein, lachen Tränen und der Beobachter fragt sich: waren die auf der falschen Vorstellung – oder sind's Unterbelichtete, die es nicht kapiert haben?

Die Unzufriedenen aber schauen säuerlich umher, schütteln demonstrativ ihren Kopf, greifen sich vielleicht auch an die Hirnschale. Sie werden als Brüder gleichen Geistes erkannt! Auch er zeigte dieselbe Reaktion, als er nach dieser enttäuschenden Hinrichtung, ha – und dieser Frau ohne Unterleib, ha, die Außentreppe beim Schichtl abstieg.

Ach, übrigens ... wann kommt eigentlich ein zufriedener Fahrgast durch die Türe herausgeschossen? Wie schaut einer, der zufrieden aus der Geisterbahn kommt?, grübelt er leicht frustriert vor sich hin, weil ihm dazu nichts Vernünftiges einfällt. Da! Jetzt tut sich wieder was – großes Gezeter am Ausstieg – das Personal hat einen Kunden am Wickel. Der hängt stark nach vorne gebeugt über seinen Knien, den Kopf tief gebeugt und ist wohl eben damit fertig, das Erbrochene aus seinem Gesicht zu wischen. Geisterbahnfahren ist nicht nur gruselig sondern auch ruckelig, wie man vielleicht weiß!

"Ach du Kacke ... du altes Schwein, komm nur her! Raus mit der Obersau!", dabei zerrt ein Helfer diesen Menschen, als wär's ein Bündel, rabiat aus den Wagen. Nach zuvorkommender Hilfe sieht das nicht aus, und auch die Ansprache lässt zu wünschen übrig, kritisiert der junge Mann.

"Schließlich muss doch nicht jeder der bricht," meint er sich bei seinen anstehenden Nachbarn zu vergewissern, "gleich ein Besoffener sein, oder?"

Ja, ganz genau! – wie er doch auch keiner war ... in ihm steigt spontan die widerwärtige Erinnerung hoch und ein Gefühl, welches noch taufrisch in ihm vorrätig ist, redet ihm gut zu, schleunigst das Weite zu suchen. Das lässt er sich nicht zweimal flüstern und ohne lange zu zögern, verzichtet er für heute auf gruselige Erlebnisse und kehrt den Geisterbahnfahrern den Rücken.

Er hört schließlich auf seinem Heimweg von weitem schon den Vogeljakob zwitschern, sieht ihn auf seinem schirmüberdachten Podest am Rande des Festplatzes her-

ausragen aus einer Mensentraube, die ihn umringt und seine allseits geschätzten Sprüche und Kalauer mit anfeuerndem Gelächter honoriert. Die wundersamen Vögel gibt's für nicht zu knappen Obulus, sauteuer eigentlich, da nur bestehend aus einem Pappblättchen in das eine dünne Cellophanmembrane mit einer Metallspange eingedrückt ist. Nach vorschriftsmäßigem Einweichen im Mund und empfohlener und auch immer wieder demonstrierter Lage auf der Zunge kann beim richtigen Anblasen ganz einfach ein Vogelgezwitscher hervorkommen, noch schöner, als es im Wald zu hören ist. Weil das so simpel vorgemacht wird und mühelos scheint, läuft das unaufwendige Geschäft seit Menschengedenken prächtig. Den Wenigsten aber wird es daheim gelingen, selbst nach heftigster Übung, eine nur annähernde Vogelstimme mit dem Plättchen hervorzubringen – weil es eben gewissermaßen doch eine Kunst ist, und Kunst kommt von Können.

Inzwischen stakst der Heimkehrer unter Bavarias Augen die mühsame Freitreppe hinauf. Vorbei an zahlreichen zusammengekauerten Typen, die den Anstieg nicht mehr packten und wie geschlagene Krieger unbeweglich und stumm an den Seiten der Stufen hocken. Und schaut er genauer hin, liegen beiderseits der Treppe den Hang hinauf die schweren Fälle, Volltrunkene, welche wohl bis in den Morgen hinein unter freiem Himmel ihren Rausch ausschlafen werden. Für die Profis unter denen, mutmaßt angewidert der halb Besoffene, wird der neue Tag mit einem Frühschoppen beginnen und auf nächtlichem Schlachtfeld enden, solange bis die große Schlacht auf der Wies'n geschlagen sein wird – das hat er einmal er-

zählt bekommen, wohl von einem, der es wissen muss. Dafür lohnt sich zu leben? Ein ganzes Jahr dafür zu sparen? Pah, welch armselige Kreaturen, urteilt er. Oben angekommen, fixiert er, aus der Dunkelheit kommend, mit zusammengekniffenen Augen die sich rasch nähernden Lichtkegel der Fahrzeuge, überquert etwas unsicher die Fahrbahn und tief aufatmend steht er vor seinem Untersatz, am Stammplatz sozusagen; immer wenn's zur Wies' geht, versucht er es hier zuerst. Jetzt fingert er nach den Schlüsseln, öffnet umständlich die Tür und lässt sich auf den Sitz hineinfallen. Kurz darauf startet jugendlicher Leichtsinn den Motor.

Kräftige Hammerschläge, oben am Zeltfirst, holen den geistig Abwesenden aus seinen Wies'n Erinnerungen des letzten Jahres in die Gegenwart zurück. Die wenigen Arbeiter haben ihre Mittagsbrotzeit beendet und nehmen ihre Aufbauarbeit wieder auf. In die beschauliche Ruhe im Zentrum des großen Festplatzes klinkt sich wieder eine sympathisch gemütliche Geschäftigkeit ein, umspült vom gedämpften Lärm des starken Verkehrs, welcher die zentral gelegene Theresienwiese umfließt. Der junge Mann lässt seinen Blick über den Platz schweifen und nimmt schließlich die beiden Kirchtürme ins Visier, genau zwischen die hindurch vor Jahren ein kleineres Flugzeug unbeschadet bei seinem unerklärlichen Absturz geraten sein soll, ehe es auf dem verkehrsreichen Platz vor der Festwiese zerschellte. Welch ein Glück für die Türme, welch Pech für die Toten, orakelt er sarkastisch. Er guckt auf seine Armbanduhr, entschließt sich,

kurz noch hinüber zum einzig bespannten Zeltgerüst zu gehen, um nach dem Fortschritt des Innenausbaues zu sehen.

Seine Schritte hallen auf dem Bretterboden in der Leere des großen, kahlen Raumes. Ein ungewöhnlicher Anblick, das inventarlose Festzelt. Nur der Deckenschmuck, blauweiß umbänderte Tannengirlanden hängen schon herunter und in der Raummitte ist man dabei, einen Kranzriesen, der schätzungsweise seine fünf Meter Durchmesser hat, mit allerlei Bandwerk in die Dekoration einzubinden. Darunter wird vermutlich das Podium für die Musikkapelle seinen Platz finden. Er betastet die hohe Standleiter, auf die er zum Kranz hinaufsteigen könnte, begnügt sich jedoch damit, ein "Oans-Zwoa-Gsuffa!" zu rufen, weil er sich alleine weiß und ihm keiner für übergeschnappt halten kann.

Augenblicklich durchzuckt es ihn.

Es war kein Echo, was er da zeitgleich im Nachklang seines Jubelrufs gehört hatte. Ihm fuhr ein qualvoller Schrei in den Kopf, wie er ihn niemals in seinem Leben gehört hatte, stumpf, alles hergebend, leidend, unheimlich. Jetzt Stille! Niemand zeigt sich, nichts ist zu entdecken - dann, oh Gott, wieder dieser entsetzliche Aufschrei. Was geschieht da? Woher kommt die Pein? So durchdringend und mächtig, dass er weiche Knie bekommt. Nochmals der Schrei, durch Zeltbahnen gedämpft, erbärmlich. Woher nur?

Hilfesuchend um sich sehend, in die geahnte Richtung tappend, den Schrei aufnehmend die Schritte beschleunigend – sie scheppern auf den Bodenbrettern – und wieder der mürbe Jammerruf! Alleine im Zelt. Es

gibt sich nichts zu erkennen, nichts ist zu deuten nur die Qual in regelmäßigen Abständen zu hören, fürchterlich, unbeschreiblich!

An der Mündung eines Ganges zieht ihn der Todesschrei hinein ins Inwendige des Zeltkomplexes. Das Hauptzelt verlassend, dem Stöhnen folgend, durch Vorräume, Flure hastend, dem tierischen Schrei entgegen, der jetzt abwürgend, sterbend und herzerreißend aus dem Zelttuch hervorkriecht.

Sein Mund ist auf einmal trocken, der Puls beschleunigt – er stürzt ins vermeintliche Woher:

erstarrt im Anblick des Elends. Geahnt, es zu treffen, entsetzt es zu sehen.

Regungslos steht er davor: das blaue Stück Mensch – mit seinem weit ausgestreckten Arm, der nach oben greifenden, verkrampft klammernden linken Hand am Hebel. Wie angenagelt am Starkstromkasten. Das eingesunkene Haupt, den kraftlos herabhängenden Arm, seinen letzten, aufbäumenden Todesschreien.

Es riecht widerwärtig nach verbranntem Fleisch, auch nach Strom und sein Knistern und blaues Funken über Hand und Schalthebel gebieten Abstand. Eine Warnung, die der junge Mann aus seiner Schulzeit kennt: Nicht anfassen! Vorsicht Lebensgefahr! Ihm springen Blitzzeichen und die grellen Warnschilder durch den Schädel. Tonlos das Wort Hilfe flüsternd, wissend, dass er mutlos zu sich ruft – es ist niemand da sonst! An den Schrank gehen? Welchen Hebel ziehen? Vorsicht Lebensgefahr ... Der Ohnmacht nahe, verursacht durch eine totale Hilflosigkeit in Körper und Geist. Da! Kräftige Schritte hörend – einen Arbeiter erhaschend, der im Flurausschnitt vor-

übergeschritten war. Hilfe rufend, ihm nachrennend, ihm in den Rücken schreiend –

"Hilfe! Ein Monteur hängt am Starkstrom – er lebt noch!" Aus einem nur leicht gewendeten Kopf und bei fortgesetztem Schritt kommt es beiläufig, weht wie Eishauch zurück:

"Der schreit schon eine Viertelstunde lang, dass der noch lebt, ist ein Wunder! Lass' da bloß die Finger weg!"

"Aber man muss doch ..."

"Ja, ja, man weiß Bescheid ..."

Wieder allein im Zelt – allmählich zu sich kommend – geschockt über die Ungewissheit von Leben und Tod des leidenden Opfers – in diesem Augenblick stürzt auf den jungen Mann der Himmel ein, begräbt ihn unter Vorwürfen und Elend und auch als "älterer Knabe" hat er noch immer sein Problem mit diesem unverarbeiteten Erlebnis, das schon so lange zurückliegt.

Mit zunehmendem Alter wird er sich vermehrt nach jenem wundervollen Festplatz zu orientieren haben, der in seiner unvergleichlichen Bedeutung das Oktoberfest bestenfalls zum winzigen Mückenschiss macht.

Respektvoll denkt er an das riesige Portal, wo es ihm, wie er hofft, einmal gestattet sein möge, Einlass zu erhalten. Zum Treffpunkt menschlichen Geistes, zu allen, die guten Willens sind. Wo natürliche Fröhlichkeit, ohne Betäubung des Verstandes für Stimmung sorgt und echte Warmherzigkeit zwischen all den Schwestern und Brüdern der Zeiten wogt, die sich in ihren Seelen alleamt nahe sind und sich erkennen.

Wo tüchtige Rauswerfer wie Schießhunde aufpassen,

dass Herzenskälte und Gewalttätigkeit erst gar nicht Zugang findet.

Irgendwo in den Sphären des Daseins gibt es diesen Festplatz und der alte Mann wird ihn eines Tages finden und versuchen, sich vorbeizudrücken an den Ordnungskräften und alles dransetzen, um den Widerstand im großen Portalbereich zu überwinden.

Gelingt ihm das nicht, wird er sich auf lange Sicht wohl wieder mit hiesigen Festen begnügen müssen, wo es hart hergeht und eine Menge Bier vonnöten ist, um sich den Himmel vorzugaukeln.

In knapp zwei Wochen wird es auf der Theresienwiese von unzähligen Menschen aus aller Herren Länder wimmeln. Das Oktoberfest ist das größte Volksfest der Welt; die Stadt München erwartet bis zu sieben Millionen Besucher.



Oktoberfest (Zusammenfassung für Eilige)

Ein junger Mann des Mittags einsam durch die Wies'n geht,
zu München, wo in vierzehn Tagen Menschenmassen schlendern.
Es wachsen jetzt die Zeltgerippe, aus Bauholz an den Rändern.
Tönt Hammerschlag auf Hammerschlag, bis eine neue Rippe steht.

Sein Blick auf Bodenbretter fällt, Erinnerungen weckt –
wie einst in Kindertagen ein kühner Plan war ausgeheckt.
Man fand in Omas Schuppen Balken, Bretter, Stoff und Latten.
Die Buben bauten sich ein Bierzelt, mit allem, was sie hatten.

Im Grün des Gartens steht schon bald rot-weiß-gestreift das Zelt
und drinnen, an und auf den Kisten sitzend, lachen Zecher
beim wilden Anstoß der Zitronenbrause Wasserbecher,
bis nach hefigem Gelage, das Zelt auf sie zusammenfällt. –

Da drüben trägt ein Zeltgerüst blau-weiß-gestreiftes Kleid.
Die Neugier lenkt die Schritte hin, zu seh'n wie reif die Zeit?
Bald soll hier der Himmel sein, dank schaumgekrönter Krüge
und jedem stünd' der Himmel offen! Ist's die Wahrheit oder Lüge

